

Editorial

Ein Grundcharakteristikum der modernen Gesellschaft, so wird immer wieder in literarischer und sozialwissenschaftlicher Form betont, ist ihre Tendenz zur Beschleunigung. Vergessen wird zumeist, dass Beschleunigung auch *Verspätung* wahrscheinlicher macht – und so wartet die Redakteurin unserer Zeitschrift schon lange darauf, dass ich ihr endlich dieses Editorial auf den Tisch lege. Um es nicht noch weiter zu verschieben, schreibe ich es in einem überfüllten ICE an einem Freitagnachmittag, in einem ICE, der gerade – so viel zur Beschleunigung – die Neubaustrecke zwischen Nürnberg und München mit 300 km/h befährt.

Ich sitze hier und komme gerade zurück vom 33. Kongress der DGS in Kassel. Wir alle kennen das Gefühl der Erschöpfung nach solchen Kongressen: Man konnte es zwar ahnen, aber dass es so viel Unterschiedliches gibt, was unter dem Label unseres Faches verhandelbar ist, ist wirklich erschöpfend, in der Doppelbedeutung des Wortes.

Dieses Mal hat mich eine wenig prominente, aber zugleich besonders innovative Veranstaltung einer Ad-Hoc-Gruppe fasziniert. Sie ging zurück auf die Initiative von Studierenden der Universität Bielefeld, die sich darüber verständigen wollte, wie man als Studienanfänger und -anfängerin unser Fach erlebt. Das versprach tatsächlich Antworten, die kaum antezipierbar sind – und durchaus praxisrelevante Antworten. Am Montag nach diesem Freitag beginnt das Semester, und da ist es doch gut, etwas über die Erwartungen unserer Studierenden aus erster Hand zu erfahren.

Die kleine Veranstaltung war sehr erhellend. Die Protagonisten präsentierten sich als Personen, denen das Fegefeuer einer soziologischen Sozialisation durchaus schon anzusehen war. Was sie auch schon gelernt haben, ist unser merkwürdiges Selbstverhältnis: einerseits fasziniert von unserem Fach zu sein und eine durchaus elitäre Selbstbeschreibung zu pflegen, andererseits aber doch unter Selbstzweifeln zu leiden. Wohl ist jeder gute Soziologe irgendwann auch ein Anti-Soziologe.

Die Kommilitonen machten nach empirischer Prüfung eine Zahl von fast 70 sogenannten Bindestrichsoziologien aus, die an deutschen Universitäten gelehrt werden. Und die Erfahrung darüber, dass man unterschiedlichste theoretische und methodologische Ansätze nebeneinander stellen könne, hatte zwar etwas fast Stolz an sich – welches Fach hat so etwas schon vorzuweisen? Aber die Diagnose mündete dann doch in eine erhebliche Klage: Keiner könne ihm sagen, so der Soziologie-Student Markus Römer, warum er Pragmatismus oder Strukturalismus, Systemtheorie oder etwas eher Handlungen Deutendes wähle und empfehle. Römer rief nach Reflexion der Axiome hinter den Axiomen: mehr philosophisch gehärtete Gründe, noch besser aber existentielle Bekenntnisse, warum dies und nicht jenes!

Sebastian Moser und Christoph Karlheim, ebenfalls Bielefeld, forderten dann ein »Aufbrechen der Soziologie«. Sie meinten damit, man müsse endlich festlegen, was denn nun zum Kanon des Faches gehöre, möglichst mit Formulierungen, die die Zahl der in Deutschland gelehrt soziologischen »Fächer« oder Bindestrich-Komposita wenigstens semantisch reduzieren könne. Präferiert wird gewissermaßen eine bürokratische Lösung, eine Setzkastenlösung, die Überblick schafft, die die Mannigfaltigkeit der Eindrücke in Bilder übersetzt – was man bekanntlich nur kann, wenn man einen Großteil des Wahrgenommenen ausblendet. So ist es sowohl wahrnehmungsphysiologisch als auch im Hinblick auf die Selektivität jeglichen Blicks – die Ordnung ist nicht in der Welt, sondern muss in sie hinein gelesen werden. Das gilt nicht nur für die *soziale Welt*, sondern auch für die *soziologische Welt*.

So exotisch die Veranstaltung auch daher kam, so konventionell war doch ihr Ergebnis. Beide Lösungen – die authentisch-konfessionelle wie die bürokratische – bilden Trends in der Soziologie ab: *einerseits* wieder die unmittelbare Erfahrung zu bemühen, um die Kriteri-

en der Kritik formulieren zu können. Das kritische Soziologie-Individuum wendet sich gewissermaßen gegen die Entfremdung der Theorie-Arbeit – durchs Bekenntnis für den eigenen Blick oder seine außersozilogische, etwa philosophische Rechtfertigung! Die Arbeit des Begriffs wird dann gewissermaßen durch Anerkennung des Anderen ersetzt, eine Art innerer Kosmopolitismus des Faches, der dann die theoretische Debatte entschärft, weil letztlich unmöglich macht. *Andererseits* setzt man eher auf organisatorische, auf bürokratische Lösungen: Das Fach möge doch eindeutig definieren, was Soziologie denn sei und welche Bindestrichsoziologien kanonisierbar seien, um das Dickicht der soziologischen Lebenswelt ein wenig zu lichten. Ein bißchen erinnert das daran, wie wir derzeit unsere Theoriedebatten führen – entlang der Kanonisierbarkeit lehrbuchstabilisierter Unterscheidungen. Vieles richtet sich nach den aus Lehrbüchern bekannten Unterscheidungen, nicht diese sich nach möglichen Debatten.

Ich gestehe, dass ich erstaunt bin darüber, wie die Studierenden ihr Fach diskutieren – einerseits, andererseits scheint es sich tatsächlich so darzustellen. Merkwürdig fand ich, dass keiner der Diskussionsbeiträge von den Ergebnissen, den Resultaten, dem soziologischen Ertrag her dachte. Dass es einen Unterschied macht, wo man das soziologische Denken beginnt, sollte am deutlichsten daran werden, was am Ende dabei heraus kommt. Man kann dann immer noch Bekenntnisse ablegen, aber zunächst muss der Begriff arbeiten, bis er einen Ertrag bringt. Das zumindest ist das, was ich aus dieser Veranstaltung gelernt habe. Den Methoden- und Theorienpluralismus unseres Faches kann man normativ aufladen und Anerkennung fordern – und je undeutlicher die Kriterien werden, desto authentischer wird die Anerkennung ausfallen müssen. Aber entscheidender ist, die Funktion dieses Pluralismus in den Resultaten wieder zu finden. Denn es macht in der Tat einen Unterschied, ob wir so oder anders beginnen, ob wir diese oder jene Theorie oder Methode verfolgen, ob wir dies oder jenes fragen – dies nicht nur zu betreiben, sondern schätzen zu lernen, könnte eine der Stärken der akademischen Soziologie sein. Vom Ende her also ist die Theoriewahl zu beurteilen, nicht von ihrem Anfang, der ja noch nicht viel mit sich anfangen kann. Für eine Didaktik der soziologischen Lehre ließ sich in dieser Ad-Hoc-Gruppe wirklich viel lernen. Und ich möchte nicht versäumen, den Organisatoren Jonathan Serbser und Tobias Hauffe dafür zu danken, diese Initiative gewagt zu haben.

In der Veranstaltung waren übrigens nur wenige Lehrende. Einer von ihnen war Lars Clausen, der in seiner unnachahmlichen Art pointierte und dann doch aus einer anderen Welt berichtete. Er meinte, beginnen könne man die Soziologie nur, wenn man Fragen habe – und Fragen gab es damals, als er mit dem Studium begann, viele. Das freilich ist heute nicht anders! Aber er beschied die jungen Leute, er selbst habe erst nach acht langen Jahren seinen ersten soziologischen Gedanken gehabt, sie mögen sich also gedulden – in acht Jahre passen bald fast drei Bachelor-Studiengänge! Und in eine ICE-Fahrt mit 300 km/h passt heute kaum die Länge eines Editorials – zumindest wenn man es schreiben muss. Denn der Zug ist da, und am Montag beginnt das Semester.

München, im Oktober 2006

Armin Nassehi

Post scriptum: Im Sommer diesen Jahres hat Kathrin Keller die Redaktionsassistentz der *Sozialen Welt* abgegeben, da sie München verlässt. Herausgeber und Redakteurin bedauern das sehr, hat Kathrin Keller doch die Redaktion (und uns) auf einem wirklich professionellen Niveau geführt. Um so größer ist unser Dank an sie! Seit 1. August bekleidet Lilian Brandts-taetter die Redaktionsassistentz.